

Das Mysterium wiederentdecken

„Die Kirche erwacht in den Seelen“. Stirbt sie auch dort?
Vom Sinn und Nutzen einer Guardini-Relektüre

Von Andreas R. Batlogg

Ein religiöser Vorgang von unabsehbarer Tragweite hat eingesetzt: Die Kirche erwacht in den Seelen.“ So begann Romano Guardini (1885–1968) vor hundert Jahren, Anfang September 1921, einen Vortrag: das erste von fünf Referaten auf der Tagung des vom Maria Laacher Abt Ildefons Herwegen neugegründeten Katholischen Akademikerverbandes in Bonn über den „Sinn der Kirche“. Im Jahr darauf wurden sie veröffentlicht.

Zwanzig Jahre später notierte Guardini dazu: „Die ganze Tagung war sehr lebendig. Sie hatte wirklich etwas von ‚Bewegung‘ in sich. In den Vorträgen habe ich ausgedrückt, wovon ich immer tiefer überzeugt wurde: dass die Kirche nicht unfrei mache, sondern im Gegenteil die volle Freiheit zum Ganzen des Daseins gebe; dass sie nicht den Charakter der Einschränkung, sondern der Fülle habe ... In ihnen wurde mir auch deutlicher, was meine eigentliche Aufgabe sei: nicht die Forschung eines theologischen Faches fortzuführen, sondern mit wissenschaftlicher Verantwortung und auf hoher geistiger Ebene die christliche Wirklichkeit zu deuten.“

Im April 1922 kündigte Guardini in einem Brief das Erscheinen des Buches an: „Ich glaube, das stirbt erst mit mir selbst, das ‚Problem der Kirche‘. Und doch bin ich bestellt, von ihr zu sprechen, und von ihrer Größe zu zeugen. Gerade deshalb. Gott verlangt es von mir, denn dies ist die Resultante aus meinem ganzen Leben und Sein. Und von der Kirche kann nur reden, wer unter ihr leidet. Ich glaube, in dem Maß versteht man sie, oder wenigstens vieles an ihr, als sie einem das Kreuz des Lebens ist. Christus ist – *mystice* – die Kirche. Aber ihr Empirisches ist sein Kreuz. Ich sehe die furchtbaren Unzulänglichkeiten; aber ich rede mit Zuversicht von ihrem Guten. Manchmal ist’s mir, als löge ich. Aber es ist nicht wahr. Es ist ein ausrufendes Sagen: ‚so bist du‘ – vertrauend, dass dann das Gerufene erwache, denn es ist da, es schläft bloß. Meine ganze Schrift ‚über den Sinn der Kirche‘, die bald erscheint, ist ein solches Rufen.“

„Die Kirche erwacht in den Seelen“. Dieses Programm-Wort, seither oft zitiert

(und aus dem Zusammenhang gerissen), wirkte seinerzeit wie ein Fanfarenstoß. Es wurde eine Art Losungswort – für ein religiöses Erwachen, das mit den verschiedenen Aufbrüchen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zusammenfiel: mit der Bibelbewegung, der Liturgischen Bewegung oder der Jugendbewegung mit dem „Bund Neudeutschland“ oder dem „Quickborn“. Nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs hungerten viele Menschen nach Echtheit, nach Antworten, die überzeugten, nicht nur nach der Wiederholung immer schon gültiger „ewiger Wahrheiten“.

Was weniger bekannt ist: Ein 16-Jähriger nahm im August 1920, zwei Jahre vor seinem Abitur und dem unmittelbar darauf folgenden Ordenseintritt, an der zweiten Quickborntagung auf Burg Rothfels teil: Karl Rahner. Wie für viele Menschen wurde auch für ihn Guardini zum „religiösen Erwecker“. Dass Rahner einmal (nach einem mehrjährigen Moratorium) Guardinis Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Christliche Weltanschauung an der Universität München werden würde (1963–1967), wer hätte das ahnen können? Rahner war 1970 auch der erste Preisträger des neugeschaffenen Romano-Guardini-Preises.

Als Jugendlicher hatte er ihn persönlich erlebt, als Professor würdigte er ihn bei verschiedenen Gelegenheiten. Rahner sah in Guardini einen prophetischen Wegweiser. Zu seinem 80. Geburtstag im Februar 1965 schrieb er über den „bekümmerten Denker“ in der „Süddeutschen Zeitung“: „Schließlich

hat er vor mehr als 40 Jahren das ‚Erwachen der Kirche in den Seelen‘ verkündigt und er sieht nun auf dem Konzil ein Bild der Kirche gezeichnet, das ohne sein Lebenswerk kaum denkbar wäre, wenn gleich auch der Geist und das Werk eines Konzils nie von einem einzigen allein herkommen.“

Die Kirche erwacht in den Seelen.“ So von der Kirche sprechen, wie Guardini es seinerzeit tat – das ist vermutlich passé. „Hymnen an die Kirche“, wie sie eine Gertrud von le Fort 1924 verfasste, sind es wohl auch. Selbst der kritische „Brief an die Kirche“, den Ida Friederike Görres im November 1946

publizierte und der als „Kampfschrift“ der sogenannten Linkskatholiken missverstanden wurde, „zieht“ heute nicht mehr. Und wem geht noch, ohne eine gewisse Beklemmung, das schöne deutsche Bekenntnis- und Prozessionslied „Ein Haus voll Glorie schauet“ über die Lippen?

In dieser „winterlichen Zeit der Kirche“ (Karl Rahner) muss Kirche jedoch wieder in den Seelen erwachen! Sonst stirbt sie dort. Den lautlosen Exodus haben viele längst vollzogen, selbst diejenigen, die nach wie vor in die Kirche kommen. Inhaltlich, thematisch trauen auch viele „Kirchentreu“ der Kirche und ihren Hierarchen nicht mehr viel zu.

Bezeichnenderweise hat Papst Benedikt XVI. auf das Guardini-Wort Bezug genommen, als er sich am 28. Februar 2013 in der *Sala Clementina* von den Kardinälen verabschiedete. „Ich möchte euch einen einfachen Gedanken weitergeben, der mir sehr am Herzen liegt: ein Gedanke über die Kirche, über ihr Geheimnis, das für uns alle – so können wir sagen – Grund und Leidenschaft des Lebens darstellt. Ich stütze mich dabei auf Worte von Romano Guardini, die er gerade in jenem Jahr geschrieben hat, in dem die Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils die Konstitution *Lumen gentium* verabschiedeten, in seinem letzten Buch, auch mit einer persönlichen Widmung an mich; deshalb sind mir die Worte dieses Buches besonders teuer. Guardini sagt: Kirche ‚ist keine erdachte und konstruierte Institution..., sondern ein lebendiges Wesen... Sie lebt durch die Zeit weiter; werdend, wie alles Lebendige wird; sich wandelnd... dennoch im Wesen immer die gleiche und ihr Innerstes ist Christus.‘ Das scheint mir auch gestern auf dem Petersplatz unsere Erfahrung gewesen zu sein: zu sehen, dass die Kirche ein lebendiger, vom Heiligen Geist belebter Leib ist und dass sie wirklich aus der Kraft Gottes lebt. Sie ist in der Welt, aber sie ist nicht von der Welt: sie gehört Gott, Christus, dem Heiligen Geist. Das haben wir gestern gesehen. Deshalb ist auch ein anderes berühmtes Wort von Guardini wahr und vielsagend: ‚Die Kirche erwacht in den Seelen.‘“

Damit erinnerte der abtretende Papst an einen Religionsphilosophen, der nicht nur für ihn wichtig war. Guardini zählt offensichtlich zu den Autoren, die auch Papst Franziskus nachhaltig geprägt haben, nicht nur, weil dieser in der Enzyklika *Laudato si’* eigens (und ausführlich) auf Guardinis Schrift „Vom Ende der Neuzeit“ von 1950 zu sprechen kommt (vgl. die Kapitel 108, 115). Jüngst erst nahm Franziskus wieder auf ihn Bezug, als er in einem Tweet schrieb: „Gerne erinnere ich an dieser Stelle an Romano Guardini, der einmal sagte, die Geduld sei eine Art und Weise, mit der Gott auf unsere Schwachheit antwortet, um uns Zeit zu geben für einen Wandel.“

Könnte eine Relektüre von Guardini helfen, die gegenwärtige Krise der Kirche zu bestehen? Oder zumin-

dest zu verstehen? Möglicherweise einen neuen oder einen „in der Hitze des Gefechts“ übersehenen Aspekt zu bedenken?

Deutschsprachige Länder sind bekannt für ihre Liebe zur Frontalkritik. Für Kritik an Strukturen. Der weltweit argwöhnisch betrachtete Synodale Weg, auf den sich die deutsche Kirche begeben hat, ist ein Versuch. Er hat im Juli 2019 zu einem Brief von Papst Franziskus „An das pilgernde Volk Gottes in Deutschland“ geführt. Die einen lasen Zustimmung und Bestärkung für das Projekt heraus – die anderen eine radikale Kritik. Gleichwohl hat Franziskus später auch die Kirche in Italien auf einen Synodalen Weg geschickt und in diesem Frühsommer entschieden, die Bischofssynode über Synodalität von Oktober 2022 auf Oktober 2023 zu verschieben, weil ihr ein zweijähriger synodaler Prozess auf lokaler und kontinentaler Ebene vorgeschoben werden soll.

Es fällt, ob nun nördlich der Alpen oder weiter südlich, nicht schwer, „die Kirche“ zu kritisieren, sie für „rückständig“, „dialogunfähig“ oder „reformunwillig“ zu erklären. In manchen Kreisen gehört das zum guten Ton. Und viele Vorwürfe treffen ja auch zu. Skandale gab es immer wieder und gibt es nach wie vor, unglückliche Personalien, Fehlentscheidungen mit weitreichenden Wirkungen ... Und der Missbrauchsskandal liegt wie ein schwerer Schatten auf der Kirche weltweit.

Das Rücktrittsangebot des Münchner Erzbischofs Reinhard Marx, der auch weltkirchlich als Kardinal eine große Rolle spielt, löste ein kleines Beben aus. Am 24. Mai 2021 angeboten, wies Franziskus das Ansinnen keine sechs Tage später zurück. Hamburg und Köln würden sich ein solches Tempo wünschen. All das zeigt, dass es an vielen Ecken und Enden knirscht in der Kirche. Ist sie an einem „toten Punkt“ angelangt, wie Kardinal Marx in seinem Schreiben an Papst Franziskus meint? Pfarrer und in der Seelsorge vor Ort Stehende haben ihm diese Formulierung übel genommen. Das Delp-Wort war aber wohl mehr auf die disparate Bischofskonferenz bezogen.

Fast zeitgleich erschien im „Christ in der Gegenwart“ (Nr. 21, S. 6) ein Interview mit dem tschechischen Soziologen und Priester Tomáš Halík. Er sprach darin zum wiederholten Mal von der „*resurrectio continua*“, der „sich fortsetzenden Auferstehung“: „Es geht nur ein bestimmter Typ von Christentum zu Ende. Auch im Glauben muss etwas sterben, damit es in einer neuen, verwandelten Form auferstehen kann. Gehört dies nicht zur Botschaft von Ostern? ... Die Menschen werden ja nicht zu Atheisten, wenn sie der Kirche den Rücken kehren. Sie gehen vielmehr auf Distanz zu einer bestimmten Form des Glaubens und zur Institution Kirche. Aber der Glaube an sich ist da, und er ist vital.“

Guardini zählt zu den Autoren, die auch Papst Franziskus geprägt haben. Er zitiert ihn ausführlich in seiner Enzyklika *Laudato Si’* und empfiehlt ihn in einem Tweet.

Glaube ist auskunfts- und rechenpflichtig. Er muss alltagstauglich und krisenfest sein. Immun gegen apokalyptisches Untergangsgerede, aber nicht gleichgültig gegenüber den vielfachen Verletzungen, die entstanden sind. Die neue Gestalt von Kirche kennen wir noch nicht. Aber sie kommt. Sie muss kommen. „Wollt auch ihr weggehen?“, fragt Jesus die Zwölf, als sich Leute von ihm abwenden. Später gehen die Jünger teilweise doch, zeitweise, indem sie Jesus verraten oder verleugnen. Jesus berief Menschen, die auch Sünder waren. So wie ich. Ich will nicht davonlaufen. Auch wenn mir manche dafür den Vogel zeigen. Jesus ruft und beruft auch heute. Das ist Nachfolge! So wird Kirche! Sie ist mehr als die Summe ihrer Defizite. Kirche erwacht in den Seelen.

Was mich besorgt, was mir phasenweise Angst macht, ist die Aggressivität, die Gerechtigkeit, aber auch eine gewisse Überheblichkeit, mit der Forderungen an „Rom“ gestellt werden, ultimativ im Tonfall, pathosbeladen als „letzte Chance“ etikettiert. Muss ich denn wählen? Muss ich kundtun, was ich von „Maria 2.0“ oder von „Maria 1.0“ halte? Warum soll ich mich zur „Marx-Kirche“ bekennen (früher war von einer „Lehmann“- oder einer „Kasper“-Kirche die Rede)? Warum wird der Synodale Weg von manchen als „Suizidaler Weg“ geschmäht? Mich schmerzt, wenn selbst Mitbrüder im Jesuitenorden derart dagegen polemisieren.

Allerdings: Glaubt ernsthaft jemand, wir würden in Deutschland den Zölibat abschaffen beziehungsweise freistellen? Und die Priesterweihe für Frauen einführen können? Wir sind keine deutsche

Nationalkirche. Es gibt unterschiedliche Geschwindigkeiten in der universalen Weltkirche, unterschiedliche kulturelle Befindlichkeiten und Empfindlichkeiten, unterschiedliche Zugänge zu „Reizthemen“. Aber auch: Muss sich, wer im Synodalen Weg hierzulande eine Chance sieht – trotz schlechter Erfahrungen mit der Würzburger Synode (1971/75), trotz verschiedener Formate im Fahrwasser der Missbrauchskrise (Dialog, Gesprächsprozess usw.) – vorwerfen lassen, alles sei lediglich „Partizipationssimulation“ (Norbert Lüdecke)? Erliegen „die Deutschen“ immer wieder der Vokabel „Dialog“? Geht es uns noch um „die Kirche“? Oder um „unsere“ und um „meine“ Kirche? Warum lesen die einen dies, die anderen das komplette Gegenteil aus einer Papstäußerung heraus? Hat Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin in Berlin den Deutschen tatsächlich einen weiteren Rüffel erteilt, während des Festaktes zum Hundertjahrjubiläum des Bestehens diplomatischer Beziehungen?

Die zentrifugalen Kräfte in der Kirche in Deutschland nehmen zu. Massiv und beängstigend. Müssen wir nicht eine Vorstellung, eine Idee von Kirche zurückgewinnen, die auch das Mysterium umfasst, die Kirche im Sinne Guardinis mit „Fülle“ statt mit „Forderung“ verbindet?

Andreas R. Batlogg, Dr. theol., Jesuit und Publizist, München.

In der nächsten Ausgabe erscheint eine weitere aktualisierende Auseinandersetzung mit dem berühmten Guardini-Wort, dann durch den Freiburger systematischen Theologen Michael Quisinsky.

Schöpfungsspiritualität

Is ins Mittelalter war es für Menschen aller Kulturen selbstverständlich, Gottes Gegenwart in allem Lebendigen zu ahnen. Vor 800 Jahren formulierte Franz von Assisi eine solche Schöpfungsspiritualität in seinem berühmten Sonnengesang: „Gelobt seist Du, Herr, mit allen Wesen, die Du geschaffen hast, unserer Herrin und Schwester vor allem, der Sonne, die den Tag heraufführt und Licht spendet mit ihrem mächtigen Glanz: Von Dir, Höchster, ist sie das Gleichnis!“ ...

Doch in der Neuzeit hat sich dieses Weltbild in den modernen Industrie-

nationen grundlegend verändert. Die Wissenschaft hat Gott, Mensch und Natur in verschiedene Forschungsbereiche aufgespalten. Die Bahnen der Gestirne im Universum und andere Phänomene, die man einst für Mysterien hielt, sind und werden erforscht. Vieles ist zur Selbstverständlichkeit geworden ... Das hatte schwerwiegende Folgen. Denn mit ihrer göttlichen Dimension verlor die Natur durch das Verhalten vieler Politiker und Wirtschaftskonzerne ihre eigentliche Würde. Eine rücksichtslose Ausbeutung der Ressourcen ist die Folge ...

Bei all dem geht es nicht nur um die Rettung des Klimas oder des Regenwaldes, die gnadenlos aktuellen Wirtschaftsinteressen geopfert wird. Das Problem liegt noch tiefer. Der verstorbene UN-Generalsekretär und Mystiker Dag Hammarskjöld hat es schon im 20. Jahrhundert auf den Punkt gebracht: „Gott stirbt nicht an dem Tag, an dem wir nicht mehr an eine persönliche Gottheit glauben, aber wir sterben an dem Tag, an dem das Leben für uns nicht länger von dem wiederkehrenden Glanz des Wunders durchstrahlt wird, von Lichtquellen jenseits aller Vernunft.“

Notker Wolf und Corinna Mühlstedt (in: „Öffne deine Augen. Jeder kann Mystiker werden“, Verlag Herder, Freiburg 2021)



DIE SCHRIFT

Der eine Gott und die Götter (65)

Der Himmel über mir

Auf der Suche nach Antworten wenden sich die Menschen an die Sterne, das galt schon zur Zeit des Alten Testaments. Wie konnte sich der JHWH-Glaube dagegen durchsetzen?

Neben der Aufstellung eines Kultbildes der Aschera im Tempel zu Jerusalem (siehe Folge 64) kam es unter dem Einfluss assyrisch-aramäischer Herrschaft zu weiteren religionspolitischen Neuerungen. Bereits König Ahas (742–725 v. Chr.), der sich als Erster den Assyriern unterworfen hatte (siehe Folge 57), ließ nach dem Modell eines in Damaskus stehenden Altares im Jerusalemer Tempelbezirk einen ebensolchen erbauen. Er selbst opferte auf diesem Altar, nachdem er sich zuvor mit dem Assyrerkönig Tiglat-Pileser III. in Damaskus getroffen hatte (2 Kön 16,10–16). Diese und andere kultische Neuerungen führte er ein „mit Rücksicht auf den König von Assur“ (1 Kön 16,18).

Jeder Stern ein Gott?

Gut vierzig Jahre später ging König Manasse (696–641) einen bedeutenden Schritt weiter. „Er baute in beiden Höfen des Tempels Altäre für das ganze Heer des Himmels“ (2 Kön 21,5). Mit der Bezeichnung „Heer des Himmels“ sind in erster Linie die Sterne gemeint (Jer 33,22). Gelegentlich können auch Sonne und Mond mitgemeint sein (Dtn 17,3; Jer 8,2). Im Buch des Propheten Zefanja (1,4) wird denen, „die sich auf den Dächern vor dem Heer des Himmels niederwerfen“, das Gericht Gottes angedroht. Ähnlich klagt der Prophet Jeremia an: „Die Häuser Jerusalems und die Häuser der Könige von Juda sollen unrein werden wie der Ort des Tofet, alle Häuser, auf deren Dächern man dem ganzen Heer des Himmels Rauchopfer und anderen Göttern Trankopfer dargebracht hat“ (Jer 19,13). Anhand dieser und ähnlicher Texte lässt sich erkennen, dass im 7. Jahrhundert v. Chr. die kultische Verehrung von Gestirnsgottheiten in Juda und Jerusalem Verbreitung fand.

Darauf deutet auch der archäologische Befund hin. Eine Reihe von Siegelamuletten aus dieser Zeit, die in Palästina gefunden wurden, zeigen den von Sternen umgebenen Neumond. Der Mond wird auf einigen dieser Fundstücke aufgerichtet auf einer Stange dargestellt, flankiert von einem Verehrer. Die Verehrung des Mondgottes hatte ihr Zentrum in der nordsyrischen Stadt Haran. Seit dem 1. Jahrtausend v. Chr. breitete sich der Kult dieses Gottes in der Levante aus. Auf internationaler

Ebene war der Mondgott Garant für die Einhaltung von Verträgen, die Beachtung von Grenzen und die Aufrechterhaltung von Recht und Ordnung. Auf der Ebene der persönlichen und familiären Frömmigkeit wurden mit dem Neumond Wachstum und Fruchtbarkeit verbunden – Traditionen, die auch in den säkularen Gesellschaften mit dem sich „erneuernden Mond“ in Verbindung gebracht werden.

Die antike Wahrnehmung der Welt war eine zutiefst religiöse. In immer neuen Varianten können wir das beobachten. Gab über lange Zeit ein von der Sonne beherrschtes religiöses Symbolsystem in Palästina die Richtung vor, so scheint im 7. Jahrhundert unter assyrisch-aramäischem Einfluss von den nächtlichen Gestirnen eine tiefe Faszination auf breite Kreise der Bevölkerung ausgegangen zu sein. Es waren göttliche Mächte, die in geheimnisvoller Weise das Leben auf der Erde lenkten und denen Respekt und Verehrung entgegenzubringen war.

Lass dich nicht verführen

Die große Herausforderung, vor die sich der JHWH-Glaube in Juda gestellt sah, war die Frage, wie sich dieser zutiefst religiöse Weltbezug in den Glauben an den einen Gott integrieren ließ. Muss er verworfen und bekämpft werden? Sind Kompromisse möglich? Der hl. Augustinus fragt in seinen „Bekenntnissen“: „Was heißt es, wenn ich liebe meinen Gott?“ Mit dieser berühmten Frage wendet er sich an alle Werke der Schöpfung und gelangt dabei auch zu den Gestirnen: „Ich fragte den Himmel, Sonne, Mond und Sterne: (und sie sagten mir) auch wir sind nicht der Gott, den du suchst“ (Confessiones X, 9). Diese Antwort konnte der Kirchenlehrer nur vernehmen, weil er die Schule der alttestamentlichen Aufklärung durchlaufen hatte. In einem der jüngsten Texte des Buches Deuteronomium heißt es: „Wenn du die Augen zum Himmel erhebst und das ganze Heer des Himmels siehst, die Sonne, den Mond und die Sterne, dann lass dich nicht verführen! Du sollst dich nicht vor ihnen niederwerfen und ihnen nicht dienen“ (Dtn 4,19).

Ludger Schwienhorst-Schönberger, Dr. theol., ist Professor für Alttestamentliche Bibelwissenschaft an der Universität Wien.

IMPRESSUM

CHRIST IN DER GEGENWART
Katholische Wochenzeitschrift

Herausgeber: Johannes Röser
Chefredakteur: Stephan Langer
Redakteure: Jürgen Springer, Dr. Simon Lukas, Jonas Mlieves
Kreativberater: André Lorenz
Verlag Herder: Hermann Herder-Str. 4, D-79104 Freiburg. Tel. 0761/2717-276, Fax -243, cig@herder.de
Abonentenservice: Tel. 0761/2717-200, Fax -222, aboservice@herder.de
Anzeigen: Bettina Haller, anzeigenleitung@herder.de
Druck: RCDRUCK GmbH & Co. KG, Albstadt-Taiflingen
Preise: halbjährlich 59,50 € (Studierende 39,50 €), zzgl. 22,10 € Versand (Deutschland). Nur digital 55,50 €, Einzelpreis: 2,95 €. ISSN 0170-5148.